

YOUNG-HA
KIM
AUF ZEICH
NUNGEN
EINES SERIEN
MÖRDERS

Roman

Aus dem Koreanischen von Inwon Park

cass

Originaltitel: *Salinja-ui gieok-beob*
by Kim Young-Ha
Copyright © 2013 by Kim Young-Ha
All rights reserved

German translation rights arranged through
Michael Meller Literary Agency GmbH, München

This German edition is published with the support of the
Literature Translation Institute of Korea (LTI Korea)

ISBN 978-3-944751-22-1

Erste Auflage 2020
© cass verlag, Bad Berka
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Hans Peter Jugl
Umschlag: Radierung von Thomas Ranft, Chemnitz
(»Ich bin C.C.«)
Buchgestaltung und Satz:
Victor Balko, Frankfurt am Main
Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.cass-verlag.de

Meinen letzten Mord habe ich vor fünfundzwanzig Jahren begangen. Oder waren es sechszwanzig? Ungefähr so lange ist es jedenfalls her. Was mich damals antrieb, war nicht, wie man sich das gemeinhin vorzustellen scheint, Mordlust oder sexuelle Perversion. Es war Enttäuschung. Und die Hoffnung auf eine höhere, auf die vollkommene Lust. Bei jedem Opfer, das ich begrub, sagte ich mir, beim nächsten Mal machst du es besser. Als ich diese Hoffnung nicht mehr hatte, gab ich das Morden auf.

*

Ich führte Tagebuch. Schachspieler gehen nach einer Partie noch einmal nüchtern ihre Züge durch. Etwas in der Art müsste ich auch tun, dachte ich. Wenn ich nicht aufschrieb, was ich falsch gemacht und wie ich mich dabei gefühlt hatte, würde ich immer wieder dieselben schrecklichen Fehler machen. Wie ein Prüfungskandidat, der sich ein Heft mit falschen Antworten anlegt, zeichnete ich penibel meine Morde auf. Den Hergang, meine Empfindungen.

Geführt hat es zu nichts.

Sätze zu formulieren war eine Qual. Dabei wollte ich nur Tagebuch schreiben, keine Literatur. Das konnte doch nicht so schwer sein! Dass ich meine

Lust und meine Enttäuschung nicht angemessen auszudrücken vermochte, regte mich auf. Was ich an Romanen und Erzählungen kannte, stammte aus Schulbüchern. Da waren keine brauchbaren Sätze dabei. Also fing ich an, Gedichte zu lesen.

Das war ein Fehler.

Der Kursleiter, der im Kulturzentrum »Kreatives Schreiben von Gedichten« lehrte, war ein Lyriker in meinem Alter. Gleich in der ersten Stunde brachte er mich zum Lachen, als er feierlich sagte: »Ein Dichter ist wie ein geübter Mörder. Er packt die Sprache, um sie am Ende zu erlegen.«

Zu dem Zeitpunkt hatte ich bereits Dutzende Male Beute »gepackt, um sie zu erlegen«. Und unter die Erde gebracht. Aber ich hatte das nie für Lyrik gehalten. Morden ist eher wie Prosa. Jeder, der es einmal probiert hat, weiß das. Jemanden zu ermorden, ist viel mühseliger und schmutziger, als man denkt.

Wie auch immer. Dem Lyrik-Dozenten im Kulturzentrum ist es jedenfalls zu verdanken, dass ich anfang, mich für Gedichte zu interessieren. Denn ich kann zwar von Natur aus keine Trauer empfinden, für Humor aber bin ich empfänglich.

*

Im »Diamant-Sutra« heißt es: »Lass deinen Geist frei fließen, verweile bei nichts.«

*

Ich besuchte den Lyrikkurs ziemlich lange. Ich hatte mir vorgenommen, den Dozenten umzubringen, falls ich mich langweilen sollte. Zum Glück war der Kurs aber interessant. Der Mann brachte mich ein paarmal zum Lachen, zweimal lobte er sogar meine Gedichte. Deshalb ließ ich ihn am Leben. Wahrscheinlich weiß er bis heute nicht, dass er auf geborgte Zeit lebt. Neulich las ich seinen neuesten Gedichtband, eine einzige Enttäuschung. Vielleicht hätte ich den Mann damals doch gleich um die Ecke bringen sollen.

Ein genialer Mörder wie ich hängt das Morden an den Nagel, und er mit seinem mittelmäßigen Talent wagt es, weiter Gedichte zu schreiben! Eine Frechheit!

*

In letzter Zeit stürze ich ständig. Beim Fahrradfahren und manchmal sogar, wenn ich nur über einen Stein gestolpert bin. Ich vergesse viel. Drei Wasserkessel sind mir deshalb schon durchgebrannt. Unhi rief an, um mir mitzuteilen, dass sie einen Termin beim Arzt

vereinbart hätte. Wütend stauchte ich sie zusammen. Sie schwieg eine Weile und meinte dann: »Das ist nicht normal, Papa. Mit deinem Kopf stimmt etwas nicht. Wütend habe ich dich noch nie erlebt.«

Bin ich wirklich nie wütend gewesen? Unhi nutzte meine Geistesabwesenheit und legte auf. Das Handy noch in der Hand, wollte ich das abgebrochene Gespräch wieder aufnehmen. Doch auf einmal wusste ich nicht mehr, wie man einen Anruf tätigt. Drückt man zuerst auf die Anruftaste? Oder gibt man zuerst die Nummer ein und drückt dann auf die Anruftaste? Wie lautete überhaupt Unhis Nummer? Nein, gab es da nicht einen noch viel einfacheren Weg?

Gereizt schmiss ich das Handy in die Ecke.

*

Da ich mich mit Gedichten nicht auskannte, schrieb ich offen über den Ablauf meiner Morde. Wie hieß noch gleich mein erstes Gedicht, »Messer und Knochen«? Der Dozent fand meine poetische Ausdrucksweise erfrischend. Meine rohe Sprache und meine Imaginationen des Todes zeichneten ein scharfes Bild von der Nichtigkeit des Lebens. Mehrfach lobte er meine »Metaphern«.

»Metaphern, was ist das?«

Der Dozent schmunzelte – dieses Schmunzeln gefiel mir nicht – und erklärte es mir. Eine Metapher war demnach ein bildlicher Vergleich.

Aha.

Tut mir leid, mein Lieber. Aber das waren keine Metaphern.

*

Ich greife zum »Herz-Sutra«, schlage es auf und lese.

*Daher gibt es in der Leerheit keine Form,
keine Empfindung, keine Wahrnehmung,
keinen Willen und kein Bewusstsein.
Keine Augen, keine Ohren, keine Nase,
keine Zunge, keinen Körper und keinen Geist.
Keine Formen und keine Töne,
keinen Geruch und keinen Geschmack,
nichts Tastbares und nichts Denkbares.
Keinen Bereich der Sinne
und auch keinen Bereich des Bewusstseins.
Keine Unwissenheit
und auch kein Ende der Unwissenheit,*

*kein Altern und keinen Tod,
auch keine Aufhebung des Alterns und des Todes.
Kein Leiden und keine Ursache des Leidens,
kein Auslöschen des Leidens
und auch keinen Weg aus dem Leiden,
keine Weisheit und kein Erlangen.*

*

»Haben Sie sich wirklich noch nie mit Lyrik beschäftigt? Sind beim Schreiben nie angeleitet worden?« fragte mich der Dozent. Auf meine Gegenfrage »Muss man dabei angeleitet werden?« erwiderte er: »Nein. Bei falscher Anleitung ruiniert man seine Gedichte eher.« Ich sagte zu ihm: »Ah, das beruhigt mich.« Im Leben gibt es definitiv einiges, wobei man nicht angeleitet werden kann.

*

Man ordnete eine MRT-Untersuchung an. Auf einer sargähnlichen weißen Liege wurde ich ins Licht geschoben. Es war wie eine Nahtoderfahrung. Mir war, als schwebte ich in der Luft und sähe auf mich selbst hinunter. Neben mir stand der Tod. Es war offensichtlich. Ich würde bald sterben.

Eine Woche später machte ich einen Kognitionstest oder so etwas Ähnliches. Der Arzt stellte mir Fragen und ich antwortete. Obwohl die Fragen einfach waren, fiel mir das Antworten schwer. Es war, als tauchte man seine Hand in ein Aquarium, um einen Fisch zu fangen, der jedoch immer wieder entwischt. Wie heißt der jetzige Präsident der Republik? Welches Jahr haben wir? Nennen Sie von den Wörtern, die Sie gerade gehört haben, drei. Wie viel sind siebzehn plus fünf? Ich bin mir sicher, dass ich die Antworten weiß. Doch sie fallen mir nicht ein. Nicht wissen, obwohl man weiß? Wie um alles in der Welt ist so etwas möglich?

Nach der Untersuchung rief mich der Arzt in die Sprechstunde. Er machte kein glückliches Gesicht.

»Der Hippocampus ist geschrumpft.«

Er zeigte auf die MRT-Bilder meines Gehirns und sagte: »Es handelt sich zweifellos um Alzheimer-Demenz. In welchem Stadium, ist noch nicht sicher. Wir müssen abwarten und die Entwicklung beobachten.«

Unhi, die neben mir saß, presste stumm die Lippen aufeinander. Der Arzt erklärte weiter: »Nach und nach wird Ihr Gedächtnis schwinden. Zuerst das Kurzzeitgedächtnis, dann die Erinnerung an jüngere Ereignisse. Wir können das Fortschreiten zwar ver-

langsamen, aber nicht aufhalten. Nehmen Sie vorerst regelmäßig das Medikament, das ich Ihnen verschreibe. Schreiben Sie alles auf und führen Sie die Aufzeichnungen immer bei sich. Es kann sein, dass Sie irgendwann nicht einmal mehr den Weg nach Hause finden.«

*

Die Essais von Montaigne. Ich lese sie in meiner inzwischen vergilbten Taschenbuchausgabe noch einmal. »Durch die Sorge um den Tod trüben wir das Leben und durch die Sorge um das Leben den Tod.« Solche Sätze gehen einem im Alter besonders nahe.

*

Auf dem Heimweg vom Krankenhaus gerieten wir in eine Straßenkontrolle. Der Polizist musterte Unhi und mich, erkannte uns dann und sagte, wir könnten weiterfahren. Er war der jüngste Sohn des Genossenschaftsleiters.

»Es gab einen Mord. Wir kontrollieren rund um die Uhr, seit Tagen schon. Das bringt uns noch um. Als ob Mörder am helllichten Tag herumspazieren und ›Bitte-sehr, hier, nehmt mich fest‹ rufen würden!«

In unserem und im benachbarten Landkreis seien nacheinander drei Frauen ermordet worden. Die Polizei gehe von einem Serienmord aus. Alle drei Frauen seien in den Zwanzigern gewesen und spät abends auf dem Nachhauseweg überfallen worden. An den Hand- und Fußgelenken hätten sie Fesselspuren aufgewiesen. Da das dritte Opfer unmittelbar nach meiner Alzheimer-Diagnose aufgefunden worden war, stellte ich mir naturgemäß die Frage: War ich es?

Ich blätterte im Wandkalender und sah mir die Daten an, an denen die Frauen entführt und umgebracht worden sein sollten. Ich hatte wasser-dichte Alibis. Dass ich es nicht gewesen sein konnte, war schön, weniger schön allerdings, dass einer nach Lust und Laune in meinem Revier wilderte. Ich erinnerte Unhi immer wieder daran, dass sich ganz in der Nähe womöglich ein Mörder herumtrieb, und schärfte ihr ein, wie sie sich zu verhalten habe. Auf keinen Fall dürfe sie sich spät abends allein draußen aufhalten. Sobald sie bei einem Mann ins Auto steige, sei es aus. Und mit Kopfhörern herumzulaufen sei auch gefährlich.

»Mach dir nicht so viele Sorgen«, sagte Unhi und fügte, als sie das Haus verließ, hinzu: »Und überhaupt: Es wird doch nicht jeden Tag jemand ermordet.«

*

Zur Zeit schreibe ich alles auf. Es kommt vor, dass ich an einem fremden Ort wieder zu mir komme und nach einiger Verwirrung nur dank des Schildchens mit meinem Namen und der Adresse, das ich um den Hals trage, nach Hause finde. Letzte Woche wurde ich von Leuten zur Polizeistation gebracht. Lachend begrüßte mich der Polizist: »Ah, der alte Herr! Da sind Sie ja wieder.«

»Sie kennen mich?«

»Und ob, ich kenne Sie sogar gut. Besser als Sie sich selbst kennen.«

Ach ja?

»Ihre Tochter wird gleich hier sein. Wir haben sie schon benachrichtigt.«

*

Unhi hat nach ihrem Studium der Agrarwissenschaften eine Stelle an einem örtlichen Forschungsinstitut bekommen. Sie betreibt dort Auslesezüchtung, kreuzt auch Pflanzen zu neuen Sorten. In ihrem weißen Kittel bringt sie den ganzen Tag im Institut zu, manchmal auch die Nacht. Pflanzen scheren sich nicht darum, wann die Menschen arbeiten und wann

sie nach Hause gehen. Manchmal müssen sie offenbar auch nachts bestäubt werden. Pflanzen leben und wachsen, wie es ihnen passt.

Die Leute halten Unhi für meine Enkelin. Wenn sie hören, dass sie meine Tochter ist, sind sie überrascht. Kein Wunder. Ich bin dieses Jahr siebzig geworden, und Unhi ist noch keine neunundzwanzig. Wer sich darüber am meisten wunderte, war natürlich Unhi selbst. Als sie sechzehn war, nahm man in der Schule die Blutgruppen durch. Ich habe die Blutgruppe AB, Unhi 0. Das ist bei Eltern und leiblichen Kindern nicht möglich.

»Wie kann ich deine Tochter sein, Papa?«

Ich versuchte, so weit wie möglich ehrlich zu sein.
»Ich habe dich adoptiert.«

Von da an, glaube ich, hat sich Unhi von mir entfernt. Anscheinend wusste sie nicht mehr, wie sie sich mir gegenüber verhalten sollte, und die Distanz, die sich auf diese Weise zwischen uns ergab, verringerte sich nie wieder. Von dem Tag an war unsere einstige Vertrautheit dahin.

Es gibt das sogenannte Capgras-Syndrom. Es tritt auf bei einer Störung des für Vertrautheitsempfindungen zuständigen Gehirnareals. Patienten mit diesem Syndrom erkennen ihnen nahestehende Personen zwar noch, empfinden aber keine Ver-

trautheit mehr. So kann ein Ehemann zum Beispiel an seiner Frau zweifeln: »Du siehst aus wie meine Frau, und du verhältst dich wie meine Frau. Aber du bist nicht meine Frau. Wer bist du? Wer hat dich geschickt?« Er sieht das Gesicht seiner Frau, er erkennt das Auftreten seiner Frau, und doch kommt sie ihm wie eine andere Person vor. Sie ist in seinen Augen eine Fremde. Solchen Patienten bleibt letztendlich nichts anderes, als in dem Gefühl weiterzuleben, in eine fremde Welt verbannt worden zu sein. Sie glauben, dass all die bekannten Gesichter Fremde sind, die sich gegen sie verschworen haben.

Ich glaube, dass Unhi von jenem Tag an die kleine Welt, die sie umgab, ihre aus ihr und mir bestehende Familie, als fremd empfand. Dennoch lebten wir weiter zusammen.

*

Wenn der Wind weht, raunt und rauscht es in dem Bambushain hinter dem Haus. Dann bin auch ich aufgewühlt. An stürmischen Tagen verstummen sogar die Vögel.

Das Flurstück mit dem Bambushain habe ich vor langer Zeit erworben. Ich habe es nie bereut. Ich hatte

immer schon mein eigenes Stückchen Wald haben wollen. Morgens gehe ich darin spazieren. In einem Bambushain darf man nicht rennen. Wenn man hinfällt, kann man sich tödlich verletzen. Bei jedem Schritt muss man aufpassen, wohin man tritt, denn die Stümpfe von gefälltem Bambus sind spitz und hart. Wenn ich die Blätter rauschen höre, bin ich in Gedanken bei jenen, die hier begraben liegen. Bei den Leichen, die nun als Bambus in die Höhe schießen, dem Himmel entgegen.

*

Unhi fragte damals: »Und wo sind meine wirklichen Eltern? Leben sie noch?«

»Sie sind beide tot. Ich habe dich aus dem Waisenhaus geholt.«

Unhi wollte mir nicht glauben. Sie forschte offenbar auf eigene Faust im Netz und suchte wohl auch Behörden auf. Dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück und weinte tagelang. Schließlich akzeptierte sie die Situation.

»Kanntest du meine Eltern?«

»Nicht gut. Ich habe sie nur einmal getroffen.«

»Was waren das für Leute? Waren es gute Menschen?«

»Sehr gute. Bis zum letzten Moment haben sie sich um dich gesorgt.«

*

Ich brate Tofuscheiben an. Ich esse Tofu zum Frühstück, zum Mittagessen, zum Abendessen. Immer nur Tofu. Ich gieße Öl in die Pfanne und gebe die Scheiben dazu. Sobald sie genug Hitze haben, wende ich sie. Zum Tofu esse ich Kimchi. Meine Demenz kann so schlimm werden, wie sie will, das kriege ich bestimmt immer hin: Reis mit gebratenem Tofu.

*

Ein kleiner Auffahrunfall war der Anfang. Es passierte an einer T-Kreuzung. Vor mir der Kerl in seinem Geländewagen. In letzter Zeit verschwimmt es mir öfter vor den Augen. Das muss mit der Demenz zu tun haben. Ich sah nicht, dass der Kerl anhielt, und fuhr auf. Sein Wagen war für die Jagd umgerüstet. Suchscheinwerfer auf dem Dach, und als würde das nicht reichen, noch drei Nebelscheinwerfer am Kühler. Bei solchen Wagen kann man sogar den Kofferraum auswaschen. Zwei Zusatzbatterien hatte er auch. In der

Jagdzeit wimmelt es in den Bergen hinter dem Dorf von Kerlen wie diesem.

Ich stieg aus und trat an den Wagen heran. Der Fahrer machte keine Anstalten auszusteigen. Das Fenster blieb auch zu. Ich klopfte an die Scheibe.

»Würden Sie bitte einmal aussteigen?«

Er nickte und gab mir mit einer Handbewegung zu verstehen, einfach weiterzufahren. Merkwürdig. Er müsste sich doch wenigstens flüchtig sein Heck ansehen wollen. Als ich nicht von der Stelle rückte, stieg er schließlich aus. Der Mann, Anfang Dreißig, untersetzt, warf einen kurzen Blick auf die Heckstoßstange und sagte, alles in Ordnung. Nichts war in Ordnung. Die Stoßstange hatte eine Delle.

»Fahren Sie ruhig weiter. Die Delle war vorher schon da. Das macht nichts.«

»Lassen Sie uns wenigstens Telefonnummern tauschen, für alle Fälle.« Ich reichte ihm meine Nummer. Er wollte sie nicht nehmen.

»Das ist nicht nötig.«

Seine Stimme war tief und emotionslos.

»Wohnen Sie in der Gegend?«

Der Mann antwortete nicht. Stattdessen sah er mir zum ersten Mal direkt in die Augen. Er hatte Schlangenaugen. Sie waren kalt und grausam. Ich bin

mir absolut sicher: In diesem Augenblick haben wir uns gegenseitig erkannt.

Sorgsam schrieb er seinen Namen und seine Telefonnummer auf einen Notizzettel. Eine Schrift wie von einem Kind. Sein Name war Jutae Park. Ich ging noch einmal zum Heck, um den Schaden genauer abzuschätzen. Da sah ich es. Aus dem Kofferraum tropfte Blut. Ich spürte, wie der Kerl mich fixierte, während ich das heruntertropfende Blut betrachtete.

Wenn aus einem für die Jagd umgerüsteten Geländewagen Blut tropft, denken die Leute, dass ein totes Reh oder so darin liegt. Ich dagegen nehme zuallererst an, dass es eine Leiche ist. Das ist sicherer.

*

Von wem war das noch mal? Von einem spanischen, nein, einem argentinischen Schriftsteller? Schriftstellernamen fallen mir gar nicht mehr ein. Die von wem auch immer stammende Geschichte geht jedenfalls so: Ein alter Schriftsteller trifft beim Spaziergang am Ufer eines Flusses einen jungen Mann und unterhält sich auf einer Bank mit ihm. Erst später wird dem Alten bewusst: Der junge Mann am Fluss war niemand anderes als er selbst. Wenn ich mir auf diese Weise als jungem Mann begegnete, würde ich mich erkennen?

*

Unhis Mutter war mein letztes Opfer. Ich hatte sie gerade vergraben und befand mich auf der Fahrt nach Hause, als ich mit dem Wagen gegen einen Baum prallte und mich überschlug. Die Polizei sagte, ich hätte bei überhöhter Geschwindigkeit in einer Kurve die Kontrolle über den Wagen verloren. Ich wurde zweimal am Gehirn operiert. In meinem Bett im Krankenhaus, ich schrieb es zuerst den Medikamenten zu, wurde mir überaus friedlich ums Herz, ein wunderliches Gefühl. Sonst waren mir schon laute Stimmen auf die Nerven gegangen. Die Stimmen, die im Restaurant den Ober rufen, die Stimmen lachender Kinder, die Stimmen schnatternder Frauen. Ich hasste sie alle.

Und dann dieser Friede. Ich hatte immer gedacht, endlos brodelnde Wut sei das Normale. Aber dem war nicht so. Wie jemand, der auf einen Schlag ertaubt, musste ich mich an die plötzliche Stille und den Frieden in meinem Herzen erst gewöhnen. Ob durch den Unfall oder die Operationen: Irgendetwas war mit meinem Gehirn passiert.

*

Nach und nach schwinden die Wörter. Mein Kopf wird zu einer Seegurke. Wird löchrig. Glitschig. Alles entgleitet. Morgens lese ich die Zeitung, von vorne bis hinten. Wenn ich damit fertig bin, habe ich das Gefühl, mehr vergessen als gelesen zu haben. Ich lese trotzdem. Beim Lesen jeden Satzes ist mir, als baute ich mit Gewalt eine Maschine zusammen, zu der mir wesentliche Teile fehlen.

*

Auf Unhis Mutter hatte ich es schon lange abgesehen gehabt. Sie arbeitete in der Verwaltung des Kulturzentrums, das ich besuchte. Sie hatte schöne Beine. Mir schien, dass ich seit meiner Beschäftigung mit Gedichten und Texten zusehends verweichlichte. Grübeleien und Selbstreflexionen unterdrückten offenbar die Triebe. Ich wollte aber weder verweichlichen noch die in mir brodelnden Triebe unterdrücken. Ich hatte das Gefühl, in eine tiefe, dunkle Höhle gestoßen zu werden. Deshalb wollte ich herausfinden, ob ich immer noch der war, für den ich mich hielt. Als ich die Augen öffnete, stand Unhis Mutter vor mir – Zufall ist oft der Anfang von Unglück.

*